

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Axel Seidelmann

# DIE MUSIK DER STILLE

*Reisebilder*

Axel Seidelmann  
DIE MUSIK DER STILLE  
*Reisebilder*

*herausgegeben von* Richard Pils

ISBN 978-3-99028-831-3

© Verlag Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

*Bild Cover* Axel Seidelmann

*Bild Rückseite* Yvonne Allinger

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Im Eis	9
Von Hampton Court nach London	27
Die Brunnen der Alhambra	47
Acqua alta	81
Der Skorpion	91
Der Markt von Kastoria	102
Das Land der Verheißung	117
Der Sadhu	151
Die Heilige vom Sangam	164
Frauen am Fluss	183
Kalligraphie am Qian Hai	206
Im Regen der Qin lauschen...	216
Am Nil	234
Die Lehre des Athos	271
Tina	317
Letzter Badetag	323

## VORWORT

Es kommt nicht auf die Entfernung, nicht allein auf Spektakuläres an, es muss nicht eine Fernreise in fremde Kulturen sein: ein Spaziergang, eine Wanderung, der Aufenthalt an einem Ort, der sich plötzlich mitteilt, selbst der Gang zum Nachbarn kann zum berührenden Erlebnis werden, wenn man mit wachen Sinnen unterwegs ist, empfänglich ist für die Gunst der Stunde, die eine Überraschung, eine Offenbarung gewährt. Wie es Kindern ergeht. Und Liebhabern! Das tägliche Erleben von Wundern, das Staunen, die Freude, das Glück - das ist es doch, worum wir beide beneiden! Und bezeichnen wir nicht auch unser ganzes Leben als Reise?

Im Rückblick haben jene Erlebnisse den tiefsten Eindruck hinterlassen, wo ich zu Fuß unterwegs war, Umwege machte oder mich länger aufhielt als geplant, oft nicht wusste, was ich essen und wo ich die Nacht verbringen würde. Nie mehr habe ich mich freier gefühlt. Und da waren wiederum jene Stunden die schönsten, in denen scheinbar nichts passierte und über die fast nichts zu berichten ist, die Augenblicke der Ruhe, der Stille, die aber einen tiefen Blick erlaubten und unverhofft Schätze ausbreiteten, die schwer zu beschreiben sind. Wo und wann immer dies auch war - es gab das Gefühl, angekommen zu sein, Heimat gefunden zu haben. Also das Gegenteil von Reisen?

Reisen, Unterwegs-sein, das war immer mit Leidenschaft, Anstrengungen und Mühen verbunden. Erschütterung, Erfahrung, Läuterung, neues Leben... - wie eine Pilgerfahrt, von der man anders zurückkommt, als man aufgebrochen ist. Um letzten Endes bei sich, also wirklich zu Hause, anzukommen. Das hat daher wenig mit Urlaub zu tun, mit bloßer Suche nach Entspannung und Unterhaltung.

Reisen ist heute einerseits leichter, andererseits schwieriger geworden: Wir verlangen möglichst alle Sicherheiten, sogar die Sicherung aller Gewohnheiten von daheim, alles im Voraus gebucht und organisiert, wie Spieler, die immer gewinnen, aber nie riskieren wollen. Aus der sicheren Distanz von 5 Stern-Hotels und klimatisierten Bussen mit dem verengten Blick durch Kameraobjektive lassen sich aber bestenfalls nette Impressionen, kaum aber tiefe Erfahrungen gewinnen. Reisen kann man nicht kaufen.

Und unsere Welt, die durch Globalisierung immer unformer und monotoner wird, wo uns fast alles jederzeit und überall in gleicher Weise verfügbar ist, lässt uns bekanntlich immer weniger Zeit, um in Ruhe aufzunehmen. Kein Wunder, dass wir uns nach Freizeit sehnen. Freizeitindustrie und Touristikbranche versprechen uns permanente Zerstreung und Luxus. Aber ist es das, was wir im Grunde unseres Herzens suchen?

„Wenn schon Wasser in Ruhe klar wird, um wieviel mehr der Menschengestalt!“ (Lao-tse). Ist Klarheit des Geistes und innere Sammlung nicht Voraussetzung für Aufnahmefähigkeit?

Und wie heißt es bei Pirandello? „Nur wenn du kein Haus besitzt, gehört dir die ganze Welt! Du bist nichts und bist alles!“ Ein Plädoyer für Bettler und fahrende Gesellen.

Unter „Musik der Stille“ habe ich Erzählungen gesammelt, die Erlebnisse und Begegnungen zwischen 1969 und 2004 behandeln. Manche sind gleichzeitig Erinnerungen an Orte, die es in dieser Form nicht mehr gibt, und an Menschen, die nicht mehr unter uns sind.

Der vorliegende Band stellt eine Auswahl dar.

Was in aller Welt treibt einen auf die Berge? Zu Mühen, Strapazen, ja in Lebensgefahr!

Es hatte mit einem Informationsabend über Kletterkurse des Alpenvereins begonnen. Grandiose Dias waren gezeigt worden: waghalsige Aktionen an Felswänden, schwindelerregende Tiefblicke und atemberaubende Bergpanoramen. Begeistert hatte ich mich angemeldet. „Sektion Edelweiß“!

Erste Übungen führten in einen aufgelassenen Steinbruch am Stadtrand Wiens: Richtiges Steigen, Griffe, Knoten, Anseilen. Eine professionelle Ausrüstung war zu teuer, so wurde vieles vom Verein ausgeborgt oder selbst gebastelt. Dann durften wir in die Kletterwände des Peilsteins - Türme und Spitzen mit klingenden Namen, die an berühmte Bergsteiger und Dolomitengipfel erinnern sollen. Kaminklettern, Abseilen, Übungen an glatten Stellen und Überhängen, dann endlich richtige Berge, Schneeberg und Rax, schließlich das Gesäuse mit dem Durchsteigen der Hochtorn-Nordwand als schneidiges Finale. Auf manchen Schroffen und in Spalten lag da im Juni noch harter Firn, einige Schattenstellen waren vereist. Tief unter uns das grüne Ennstal, wo die Eisenbahn pffft.

Das Fieber hatte mich erfasst, die Droge. Möglichst ausgesetzt, möglichst hoch, möglichst spektakulär und dramatisch! Der Geruch des Seils, das Klicken der Karabiner versetzten in Erregung. Zu Fuß war ich von Wien zum Peilstein gewandert, nur um klettern zu können. Jedes Wochenende im Fels! Bei schwülem Maiwetter mit stehender Sonne, weißen Wolken und Regengüssen, durch frisches Grün und duftenden Nadelwald mit tausendfachem Amselgesang, oben in den Felsen dann raue Schneeluft, herübergeweht von schmutzigen, abschmelzenden Firnfeldern, die bedrückende Stille nur

ab und zu unterbrochen vom Krächzen der Bergdohlen oder von hallendem Steinschlag - jenem plötzlichen, gefährlichen Surren in der Luft, dem kurz darauf krachende und klirrende Aufschläge folgten. Man verbrachte unruhige Nächte in hochgelegenen Schutzhütten oder zähneklappernd in Zelten und Heustadeln.

Bücher wurden verschlungen: Edmund Hillary, Hermann Buhl, Heinrich Harrer, Fritz Kasparek - heroische Bergsteigerschicksale! Die Eiger-Nordwand, Mount Everest und Nanga Parbat, die Anden!

Schließlich ging es noch in die Dolomiten, zu Bergen, die bizarr wie Theaterkulissen in den Himmel ragen und alle Register der Kletterei bieten. Acht Tage Prachtwetter, Durst und Hitze auf An- und Abstiegen über steile Geröllhalden - und am Felsturm der Pala plötzlich innerhalb weniger Minuten in dichtem Schneetreiben und Sturm, dann wieder Sonnenschein, gewittrig singende Karabiner, nasser Stein und polternde Felsbrocken.

Und nun, Anfang Juli 1973, ein Eiskurs im Glocknergebiet. Wieder mit dem Alpenverein. Da saß ich also an einem wolkenlosen Tag vor der Oberwalderhütte in der Sonne, vor mir eines der großartigsten Bergpanoramen der Alpen.

Die Hütte liegt in fast 3000 Metern Höhe auf einem Felsriegel über dem gewaltigen Gletscherbruch der Pasterze. Gegenüber ragt der schattige Doppelgipfel des Großglockners auf, schwarzer, verschneiter Fels, durch den steile Eisrinnen abwärts führen zu Hängegletschern, die jäh in die Tiefe abbrechen, über eine Wandstufe hinab zur Pasterze. An seiner linken Flanke hängt ihm einer der Ferner wie ein Hermelinkragen über die Schulter. An seiner rechten Seite der wilde Hahnenkamm der Glocknerwand, finstere Türme und Felsnadeln, zu ihren Füßen im Kessel eines großen Kars das mächtige Glocknerkees, das wild zerklüftet und zerrissen

zu Tal schäumt, wie daneben auch das Teufelskarkees - gleißend in der Mittagssonne und imposant wie die Niagarafälle. Darüber drohend die große, schwarze Pranke der Wand.

Ich lehnte mich auf der Bank zurück an das warme Holz der Hütte. Noch von den ersten Tagen litt ich an den Folgen eines Sonnenbrands durch die Reflexionen des Schnees, also von unten her, vom Gletscher - unter dem Kinn hingen verbrannte Hautfetzen. Und die Zehen waren blutig gerieben und mit Blasen übersät von bis zu vierzehnstündigen Märtschen. Meine Ausdauer war hart geprüft worden.

Doch heute war ein Ruhetag. Ein Tag, um in der Sonne zu liegen. Ohne schweißtreibendes Bergauf, ohne Durst und schmerzende Füße, ohne heimliche Angst, vor allem aber: Endlich einmal ein Tag, um ohne Hast und Zeitdruck dieser so fremden und kolossalen Landschaft ewigen Winters Aug in Aug gegenüberzustehen, sich an ihrem Anblick zu berauschen, gefesselt von ihrer verlockenden und gleichzeitig abweisenden, ja bedrohlichen Pracht!

Und das Bild, reglos und unverändert über die Stunden, füllte die Zeit. Wie der endlose Nachhall eines gewaltigen Gongschlags.

Die Eltern waren erschrocken, als sie von meiner Kletterleidenschaft erfahren hatten. Man versuchte, mir wenigstens den geplanten Segelfliegerkurs auszureden. Kletterer und Segelflieger würden alle früher oder später abstürzen!

Doch welcher Neunzehnjährige denkt schon daran, dass ihm etwas zustoßen könnte! Und wenn schon! In solche Umgebung, wie sie sich hier heroben bot, gebettet zu sein wie so manche der berühmten, verschollenen Bergsteiger - war das nicht eine aufwühlende Vorstellung?

Es ist das Alter, wo man sich als Halbgott fühlt. Und es vielleicht auch ist.

Hoch droben die luftigen Gipfelinien, glitzernd im Stahlblau des Himmels. Steil geschwungene Firnkämme mit gefrorenen, in phantastischen Formen überhängenden Wächten, Wände mit fast senkrecht erscheinenden Schneefeldern, die sich keilförmig nach unten verengen, fächerförmig gerillt von den Spuren des Steinschlags und den Bahnen der Lawinen, die unten gebündelt und in einem eisigen Schlauch eingefangen werden.

Scharf gezackte Schiefergrate fallen hinunter ins Pasterzen-tal, einer hinter dem anderen, jede weniger steile Fläche, jeder Absatz mit dickem Gletschereis gepanzert. Darauf die weichen Formen des Schnees. Dort, wo die Hangneigung stärker wird, dann Brüche und Spalten. Die obersten sind bloß durch sanfte Mulden in der Firndecke angedeutet, die darunter zeigen sich als anmutig gewundene, von Wächten begleitete Gräben, bis schließlich die ganze Masse des Gletschers in Schollen zerbricht, die wie Packeis im Schnee zu treiben scheinen. Zuletzt der jähe Abbruch über eine dunkle Wand. Manche Ferner stürzen in Stufen zu Tal, die einen runzlig und zerknittert, die anderen als Flut von Zacken und Spitzen wie ein Eisstoß, manchmal ungehindert in breiter Front, dann wieder eingeengt durch Felsen. Unten fängt sie die Pasterze alle auf. An ihren Rändern Staub, Schutt und lose Blöcke.

Rechts hinten der spektakulärste Eisbruch: In einem weiten Amphitheater ergießt sich das Obere Pasterzenkees den Steilhang hinab zum Mittleren Pasterzenboden, schwierig zu durchqueren, ja praktisch unpassierbar. Im Halbrund mehr als zwei Kilometer breit, wie ein mächtiger, tosender Strom, der nun an einem Katarakt plötzlich erstarrt und zersplittert ist. Ein gefrorener, in tausende Stücke geborstener Wasserfall, der in Kaskaden 500 Meter in die Tiefe stürzt, ein Labyrinth aus Eistürmen, glitzernden Blöcken und verschneiten Riesen-

schollen. Dazwischen dunkle Risse und gähnende Schlünde, gläserne Tunnel tun sich auf und Schluchten mit schillernden Wänden. Manche waren zur Hälfte von Firnschnee zuge-deckt, die Spalten tückisch verborgen. Aus den Klüften schimmerte es blaugrün.

Oberhalb dieses wilddramatischen Gletschersturzes liegt ruhig wie ein See und in weitem Rund leicht ansteigend das tief verschneite Oberste Pasterzenkees. Der sanfte Hang ist von einem Kranz kleinerer, aber nichtsdestoweniger ein-drucksvoller Gipfel umgeben. Elegante Firndome mit scharfen Schnee- und Eisgraten. Eine friedliche Landschaft, weitläufig und blendend weiß wie die Antarktis. Scheinbar unbe-rührt. Geheimnisvoll. Nicht zufällig hatte man hier, in der Nordwand des Eiskögele, vor einigen Jahren den größten Kristallfund der Alpen gemacht: Sieben tonnenschwere Berg-kristalle!

Doch es ist ein anderer Gipfel, der ins Auge fällt: Die weiße Pyramide des Johannisbergs. Sie leuchtet in der Morgensonne, voll beschienen, und sie glimmt im Abend-dunkel. Sie ist ein mystischer Abschluss im Nordwesten, so schön - und fast auch so rätselhaft - wie ein Berg von Shang-ri-la.

Überwältigende, kaum beschreibbare Monumentalität und unergründliche, bewohnter Gegenden spottende Schönheit - konnte das im Himalaja wirklich überboten werden? Jeder dieser Berge wie ein Götterberg, Inbegriff der Ewigkeit! Dabei wissen wir natürlich genau, dass auch seine Tage gezählt sind, dass auch Gebirge entstehen und vergehen, emporgefaltet und abgetragen werden, dass Gletscher wachsen und schrumpfen... - freilich in Zeiträumen, die außerhalb unserer Begriffe liegen. Jahrmillionen, Jahrmilliarden! Wer kann sich das schon vorstellen?

Tief unter dem Glockner fände man die Reste des Variszischen Gebirges, das einst den ganzen Kontinent überspannte. Wer heute die Kuppen und Mulden des Böhmerwaldes entlangwandert, denkt schon daran, dass dies einst ein Hochgebirge mit über 5000 Meter hohen Gipfeln war?

Riesenkontinente hatten sich gebildet und waren wieder auseinandergebrochen, Urmeere hatten in immer wieder anderer Gestalt den Globus umflossen, heftiger Vulkanismus prägte die Bruchstellen der Erdkruste. Warmzeiten, in denen nirgendwo die Temperatur unter den Gefrierpunkt sank, kein Stäubchen Schnee, kein Körnchen Eis sich bildete, wechselten mit Kälteperioden, als halbe Erdteile unter kilometerdickem Eis begraben waren, ja die Erde zum „Schneeball“ wurde, als der gewaltige Urkontinent Rodinia irgendwann am Südpol lag, seine Gletscher bis zum Äquator vorstießen und das umgebende Miroviamer zugefroren war.

Als Rodinia vor ungefähr 750 Millionen Jahren zerfiel, lagen die alpinen Gesteine am Meeresboden, bildeten danach Teile Gondwanas, versanken im Urozean Rhea oder ragten als Vulkaninseln über seinen Wasserspiegel. Später kamen sie unter den Sedimenten des Tethysmeeres im neuen Superkontinent Pangäa zu liegen, bis nach dessen Teilung die Afrikanische Platte nach Norden gegen die Eurasische drängte, die Schichten anhub und als unsere Alpen zum Himmel emporfaltete.

Und immer noch wachsen diese Berge. Um wenige Millimeter pro Jahr. Bis eines Tages die Hebung zum Stillstand kommen wird und die Erosion die Oberhand gewinnt.

Urkontinente, Urmeere, Urgestein..., der Urknall! Angestrengt versuchen wir, zurück ins Dunkel zu blicken. Über Rodinia, das vor über einer Milliarde Jahren entstanden sein soll, meinen wir, einiges zu wissen, für die Zeit davor - immerhin drei Viertel der Erdgeschichte - bleiben nur Hypothesen.

In 50 Millionen Jahren wird es dann neue Gebirgszüge auf der Erde geben, sagen die Geologen. Welche Wesen werden diese Landschaft beleben?

Leute kamen an, bärtige Bergsteiger, richtige Bergfexen in schwerem Schuhwerk, schwitzend in der Sonne, hoch bepackt mit gewaltigen Rucksäcken, an deren einen Seite Trauben von Karabinern und die Steigeisen klimperten, während an der anderen das aufgewickelte Seil baumelte. Obenauf ein mächtiges Holzscheid. Denn es war Brauch, dass jeder Besucher vom Holzplatz unten ein Scheit zur Hütte trug. Man musste hier ja so gut wie alles in Rucksäcken herauftragen, nur größere Lasten lud man auf Maultiere.

Der Hüttenwirt war von Zeit zu Zeit aus der Hütte getreten und hatte mit seinem Fernglas die Pallavicini-Rinne abgesucht. Ja, es seien zwei drin, sie müssen sich tummeln. Gegen Mittag taut es im Fels, das Eis wird brüchig. Es gibt Steinschlag, Eisstürze und Lawinen. Aber sie seien ganz gut unterwegs. Jetzt müssen sie nach links. Was ist jetzt? - Aha, der zweite kommt nach. Bald haben sie es geschafft.

Die „Pallavicini“ - eine berühmte Eis-Tour. Man muss am Fuß der Rinne oberhalb der Randkluft in einer Biwakschachtel, einer Art Notunterkunft, übernachten. Denn um drei Uhr früh geht es dann los: Im Schein der Stirnlampen stapft man mühsam hinauf zum Einstieg.

Tritt man von der Hütte an den Rand des Felssporns, so schweift der Blick nach Südosten hin in die Weite des Himmels. Kein Berg verstellt dort den Talaustritt. In der dunstigen Ferne einige niedrigere weiße Spitzen, wie Inseln: Ausläufer der Schober- und Sonnblickgruppe.

Drunten aber, beherrschend in ganzer Länge, der breite, träge talauswärts fließende Strom, das mittlere und untere Pasterzenkees. In Querrissen aufgesprungen und schuppig,



Spalten, die nach außen, den Rändern zu, größer werden, konzentrische Halbkreise bilden wie ausschwärmende Wellen, bis zum zehn Kilometer entfernten, von hier nicht mehr zu sehenden Zungenende. Der Firn ist im unteren Teil abgeschmolzen, das Eis scheint schmutzig. Staubbahnen schlingen sich in der Längsrichtung, parallele Linien und Streifen in Schattierungen von hellgrau bis beige - man denkt an abgewinkelte Saturnringe. Die Oberfläche scheint außerdem von Pickeln übersät - verstreute Steinbrocken, auch große Blöcke und Schotter, vom Frost abgesprengt, die das Eis transportiert und weiter unten abläßt. Scharfe Kämme von Randmoränen begleiten beiderseits den Eisfluss.

Das Zungenende lag damals oberhalb des kleinen Sees, an dem der Ferner noch vor zwei Jahrzehnten gekalbt hatte. Man konnte nun an das mächtige Gletschertor heransteigen, wo aus einer Eishöhle schäumend der milchige Pasterzenbach hervorschoß und sich zwischen Felstrümmern und schmutzigen Schneekrusten Bahn brach in das Tal.

Wie gewaltig müssen die Gletscher erst früher gewesen sein! Alte Bilder und Fotos, aufgenommen vor mehr als 100 Jahren, zeigen es: Nur zaghaft lugen einige Spitzen und Grate aus der Panzerschicht hervor. Das Eis allgemein doppelt so dick, die Pasterze gar um 200 Meter höher, sie reichte bis knapp unter die Hoffmannshütte und zwei Kilometer weiter hinunter bis zum heutigen Margaritze-Stausee. Die Gipfel von ihr wie Inseln umflossen und nahezu unerreichbar. Dennoch: Im Goldrausch des Mittelalters hatte man selbst hier heroben Stollen unter den Riesengletscher getrieben.

Heute stürzen Wasserfälle von den Wänden des unteren Pasterzentals. Darüber die ausgeaperten Zungen zurückweichender Gletscher, hellgrau, wie rissige, schorfige Haut. Die Gießbäche erscheinen aus der Entfernung bloß als dünne Rinnsale, die wie zittrige Silberschnüre von den Eisfeldern

hoch über den Bergflanken zwischen Schroffen und Schutt zu Tal fließen, den Speicherseen zu. Dort, wo erstmals grüne Matten die Felswüste ablösen, wo Steinadler kreisen und Murmeltiere pfeifen.

Gegen Mittag drang immer wieder von fern ein Poltern aus den dunklen, vereisten Wänden und verhallte in seinen Echos. Wie angekündigt: Steinschlag und Eisstürze! Die Sonne begann, in die Fels- und Schneehänge zu scheinen und sie zu wärmen.

Da -! Eine Lawine sauste eine Rinne herunter. Dumpfes Grollen, dann Rauschen und Zischen. Über den Hängegletscher hinweg geteilt, jagte sie über seinen schimmernden Abbruch in die Tiefe. Dann zerstäubte sie an der Randkluft des Unteren Pasterzenbodens.

Tags zuvor hatte ich meine erste Eistour absolviert. Großer Bärenkopf, Nordostflanke. Zitternde Knie und Krampf in den Waden. Man stand mehr oder weniger in der Luft. Die Frontzacken der Steigeisen drangen nur wenige Millimeter in das steinharte Eis. In der einen Hand der Pickel, ein Stichel in der anderen. Mit Händen und Füßen in das Eis hackend, in der Furcht, jeden Augenblick abzurutschen. Dann, jeweils nach einer Seillänge, nur an den drei fragwürdigen Punkten in der Eiswand hängend mit der freien Hand mühselig eine Stufe ausschlagen, um endlich einmal richtig stehen zu können, Eisschrauben einzudrehen und die nächste Sicherung aufzubauen! Das Wasser rann das blanke Eis hinab, drang in Ärmel, durch die Kleidung, schließlich war man mit Ausnahme des Rückens völlig durchnässt. Ganze Platten aus gefrorenem Firn und mürbem Eis brachen ab oder mussten losgeschlagen werden, denn darunter war es hohl. Die Trümmer verschwanden sausend in der Tiefe, zwischen den Beinen sah man ihnen nach, wie sie tief unten zerschellten.

Oben, vom Gipfel, blickte man hinüber zur kühnen Spitze des Wiesbachhorns. Wir hatten es unlängst bestiegen, im dichtesten Nebel, immer am Wächtengrat entlang. Furchtlos. Die Nebelwand bewahrte uns vor dem Blick in die Tiefe. Statt 2400 Meter hinab in den grünen Talgrund blickten wir ins Nichts.

Mittagssonne. Gleißende Helle, rundherum blendeten Firn und Eis. Es tropfte vom Dach, die Eiszapfen schrumpften dahin. Im Mai und Juni war hier heroben noch reichlich Schnee gefallen, jetzt begann er rundherum langsam abzutauen. Vor dem Blockhaus gab es bereits apere Stellen.

Der Hüttenwirt war in der Küche beschäftigt. Es roch nach Essen.

Ein Pärchen erschien keuchend. Halbschuhtouristen, die sich vom Parkplatz der Franz-Josefs-Höhe über den Gletscher bis hier herauf gewagt hatten. Sie rutschten und stolperten durch den harschigen Schnee, in völlig durchnässten Schuhen und leicht bekleidet - strahlender Sonnenschein und Wärme hatten sie verlockt.

Ich hatte als Lektüre einen Stoß alter Hefte aufgestöbert. Auf einer Eckbank drinnen, hinten beim Ofen. „Der Bergsteiger“, die Jahrgänge 1915 – 1920. Darunter Zeitzeugnisse aus dem Dolomitenkrieg.

Passionierte Bergsteiger, die zum Militär eingezogen worden waren, berichten von Kriegshandlungen, Gefühlen, Herausforderungen. Angefangen vom Militärkonvoi, der sie nach Süden brachte, dorthin, wo sie jeden Sommer geklettert waren, auch mit italienischen Kameraden, die nun auf der gegnerischen Seite kämpften. Nach Trient, das ihnen plötzlich „feindselig“ in seinem Talkessel lag.

Straßen und Tunnels waren in die Felsen zu sprengen, kühne Trassen für Militärbahnen anzulegen, Geschütze und

Verpflegung in Tagesmärschen über steile Pfade zu exponierten Stellungen auf Anhöhen und Scharten zu schaffen. Unter dem Gletscher des Ortlers wurde ein langer Versorgungstunnel gegraben. Alles möglichst ungesehen vom Gegner, um ihn zu überrumpeln, ihm zuvorkommen. Feindliche Gipfel wurden unter Verlusten erstürmt, besetzte verloren.

Der Weltkrieg im Hochgebirge. Nächtliche Patrouillengänge als Kletterpartie mit voller militärischer Ausrüstung und Bewaffnung neben dem Klettergerät! Die Tour führte über Grate und Zacken, man musste Wände durchsteigen, in ständiger Angst, dass die Schweinwerferkegel, die ringsum die Höhen absuchten, einen ertappten. Dann Granatfeuer, Schrapnelle, Einschläge in den Felsen, polterndes Geröll, Lawinen. Die Todesverachtung! Wenn es etwa galt, eine steile Eisrinne abzufahren, um den kraftraubenden Abstieg zu sparen, und dann im letzten Moment vor dem Abgrund aus ihr heraus zu springen.

Täglich Verwundeten- und Krankentransporte durch aufopfernde Sanitäter. Dazu kamen die Strapazen des Winters. Hunger, Erfrierungen und Lawinen, die Unterstände und Menschen mitrissen. Täglich musste improvisiert werden. So wurden Erfahrungen weitergegeben, Erfindungen beschrieben und Ratschläge erteilt: Techniken für das Bauen in Eis und Schnee, für sicheres Klettern, Überlebensstrategien in der Zeit des Mangels, Medizinisches. Da war einmal Mut und Stolz zu spüren, zähes Durchhalten, dann verzweifelte Bemühen unter Aufbietung aller Kräfte, ein andermal wieder stumpfer Gleichmut, aber auch gedrückte Stimmung aufgrund der körperlichen und psychischen Erschöpfung und der steigenden Verluste.

In jedem der Hefte war ein langer Abschnitt dem Kriegsalltag der österreichischen Truppen in den Bergen Südtirols gewidmet. Dazwischen Fotos von bekannten Bergsteigern in Militäruniform, als Kaiserjäger und Kaiserschützen, von

Unterständen und waghalsigen Geschützstellungen. Man zeigte Stacheldrahtverhaue, Handgranaten, Maschinengewehre, Gruppenbilder von Mannschaften und Offizieren. Am Rande war bisweilen auch kurz vom Kampfgeschehen die Rede, auch von den Schlachten an Isonzo und Piave.

Ich erinnerte mich an das Tagebuch meines Großvaters. Er war 23-jährig bei Manövern in Südtirol gewesen und hatte gehofft, nach deren Ende nach Böhmen heimfahren zu können, rechtzeitig zur Hochzeit seiner jüngeren Schwester. Doch just an diesen Tagen wurde die Armee in Alarmbereitschaft versetzt. Der Krieg hatte begonnen. Nach einer der Piave-Schlachten brachte man ihn mit Schulterdurchschuss in das Lazarett Innsbruck. Er war Kaiserjäger gewesen. Und bis zu seinem Tod war ihm der Kaiserjägemarsch heilig, eine heimliche Hymne. Er duldet keine Verunglimpfung, etwa falsches Nachsingen oder allzu lässiges Pfeifen. Er hörte ihn jedes Mal tief bewegt. blieb stehen, bis der letzte Ton verklungen war. Fast hatte ich als Kind den Eindruck gehabt, er würde am liebsten dazu salutieren. War es Gedenken an den Verlust des Kaiserreiches und der böhmischen Heimat? An die Kameraden, die neben ihm gefallen, in den Schützengräben von Granaten zerfetzt worden waren? Er hatte nie von seinen Kriegerlebnissen erzählt.

\* \* \*

Wochen später sollte ich wieder in den Hohen Tauern unterwegs sein, diesmal im Venedigergebiet. Der Charakter der Landschaft ist hier ein anderer. Im Gegensatz zur furios aufschießenden Glocknerspitze ist der Großvenediger ein Berg von souveräner Gelassenheit, von erhabener Eleganz und Grazie. Zusammen mit seiner Umgebung bildet er das größte vergletscherte Massiv der heimischen Alpen. Und - ein zusätzlicher, doch wesentlicher Unterschied - es gibt hier keine Hochalpenstraße!

Wir waren zu dritt und hatten vor, mehr zu wandern als zu klettern.

Der nächtliche Aufstieg vom Sulzbachtal zur Kürsingerhütte hätte der „Wolfsschlucht“ im „Freischütz“ alle Ehre gemacht. Oder Caspar David Friedrich. Ein heftiges Gewitter war gegen Abend niedergegangen und hatte uns aufgehalten. Endlich war der letzte Donner verrollt, die dunkle Wolkendecke aufgerissen. Es dämmerte bereits, als wir losgingen, der Mond stand groß wie ein Bronze-Gong über dem Talrand. Wir tappten durch finsternen Wald, man sah die Hand vor den Augen nicht, stolperte über mächtige Wurzeln, rutschte aus auf losem Geröll. Neben uns toste im Abgrund gespenstisch weiß der Gletscherbach, bildete zwischen Felsblöcken und umgestürzten, modrigen Stämmen Wasserfälle in der Schlucht. Es ging steil aufwärts und wir liefen mehrmals Gefahr, den Weg zu verlieren, denn der Mond verschwand immer wieder hinter schwarzen Wolken, hohen Bergzacken oder Tannenwipfeln. Es war nicht nur abenteuerlich, es war furchterregend!

So kamen wir spät in der Hütte an, wo die Stimmung bereits ins Feucht-Fröhliche gestiegen war. Eine Gruppe Deutscher zahlte in großen Scheinen - eine Runde Schnaps nach der anderen. Schließlich wurden die „Wacht am Rhein“ und das „Horst Wessel-Lied“ gesungen. Wir stimmten die Marseillaise an! Tumult! Man stürmte mit einem vollen Wasserschaff gegen uns! Der Wirt beruhigte und es wurde volkstümlich. Die „Tragösser Quadrille“ war angesagt. Er selbst spielte die Knopffharmonika. Wir Jungen tanzten mit den beiden bildhübschen Wirtstöchtern. „Mit dem Kopf z'samm, mit dem A... z'samm...!“ Ein äußerst reizvolles Unterfangen.

Am nächsten Morgen schien längst die Sonne in unser Zimmer, als die beiden fröhlichen Mädchen kamen, um uns endlich aus den Betten zu werfen. Wir ließen sie mit Freu-

den gewähren und zogen die galante Prozedur unter Tuchten und Polstern tunlichst in die Länge.

Dann die Touren, die Gletscher, Gipfel, Kämme und Grate! Klangvolle und merkwürdig exotisch anmutende Namen: „Malham“, „Umbalkees“, „Wunwand“, „Happ“ und „Quirl“- um wieviel stiller und zauberischer war es hier als im touristisch vermarkteten Glocknergebiet! Einladend, verheißungsvoll, beglückend! Man musste sich ja auch jeden Meter vom Tal herauf ersteigen, hier hilft weder Auto noch Seilbahn.

Das Unwetter hatte durch Neuschnee, Spaltengefahr und Vermurungen manche unserer Pläne umgestoßen, andererseits hatte es den Himmel gereinigt und uns prächtige Sonnentage beschert. So hatten wir viel Zeit, lagen auf steilen Hängen im Gras zwischen blühendem Almrausch, Enzian und Alpenglöckchen, sammelten Bergkristall-Splitter und andere hübsche Steine, blickten in die Täler hinab, auf die vielen glitzernden Rinnsale, Sturzbäche und Wasserfälle, hinüber auf die Gletscher, hinauf zu weißen Gipfeln. Wir saßen am Eissee, in dem kleine Eisberge trieben, schimmernde, vom Ferner abgebrochene Schollen. Und wir ertappten uns dabei, dass wir mehr schauten als marschierten! Jede Unterbrechung schien willkommen: Um aus eiskalten Quellen zu trinken, Jausenbrote auszupacken, um einfach nur zu schauen. Wir schauten und schauten.

Wir waren dann einen Pfad im Firn entlanggewandert, die Fußspur war etwas undeutlich, Oberfläche und Ränder waren in der Sonne zu einem flachen Graben geschmolzen, als wir merkwürdigerweise eine zweite, ebenso undeutliche Spur, die parallel zu unserer lief, entdeckten. Wir wechselten auf die neue, dann wieder zurück, wieder auf die neue und standen plötzlich vor einem gähnenden Loch, schwarz und unergründlich tief! Wir fühlten uns wie der Reiter vom Bodensee: Was wir für einen gespurten Weg gehalten hatten,

war bloß eine trügerische Schneebrücke gewesen, der eingesunkene Firn über einer Gletscherspalte! Wie wir später erfuhren, war am Vortag an dieser Stelle jemand eingebrochen. Eine äußerst schwierige Bergung, der Mann war eingeklemt zwischen den eisigen Wänden steckengeblieben, was ihn jedoch vor dem tödlichen Sturz in den Gletscherbach am Spaltengrund bewahrt hatte.

Zuletzt der herrliche Abstieg in das anmutige Virgental, viel gerühmt und besungen. Wiesengrün, Gluckern der Quellen, üppig blühende, sonst selten zu findende Alpenblumen, auf Stegen ging es über rauschende Bäche und Wasserfälle, hinter uns in der Höhe die majestätischen, flach geschwungenen Eispyramiden von Großvenediger und Großem Geiger. Sonnige, steile Almen, uralte Bauernhäuser, Mühlräder, unten im Tal dann die gotische, freskengeschmückte Wallfahrtskirche.

\* \* \*

17 Uhr 30. Lärm! Ein Hubschrauber landete. Peitschte am Landeplatz hinter der Hütte den Boden, wirbelte Staub- und Schneereste auf. Bergrettungsmänner sprangen heraus mit Seilen, Helmen, Rucksäcken voll Ausrüstung und Rotkreuzkoffern. Lautes Stimmengewirr in der Hütte, man stieg wieder ein und der Pilot startete. Sturmwind, Staubfahnen! Laut knatternd, dröhnend und singend stieg die Drehzahl hoch, bis die Maschine unvermittelt abhob, kurz über den Boden nach hinten schwebte und dann schwungvoll nach vorne aufstieg. Lange hörte man noch den Motor tuckern, sie selbst nur mehr Punkt verschwand hinter einem Felskamm.

Ein weiteres Mal flog der Hubschrauber heran, etwas hing an einem Seil herunter. Schließlich war ein zweiter Helikopter über dem Tal und kreiste eine Weile. Funksprüche wurden von der Hütte aus durchgegeben. Wichtigkeit. Gespannte

Erwartung und leise Aufregung unter den Hüttengästen. Fragen mit gedämpfter Stimme, Kommandos am Funkgerät. Eine Seilschaft war irgendwo abgestürzt. Sehr schwierig die Bergung in der Rinne! Unzugängliches Gelände, Eisschlag, die tiefe Randkluft!

Die Gletscher glänzten und spiegelten, die Berge ragten auf. Immer noch: Welch ein Anblick! Licht und Schatten waren nun ganz anders als am Vormittag. Die Gipfel glühten. Als wären sie lebendig geworden! Hypnotisiert wie von einem übermächtigen, schönen Raubtier starrte man hinüber. Kalt und gefährlich blickte es zurück. Herausfordernd, lockend. Herzlos.

Was hatten wir miteinander zu tun? Was hatte man denn hier heroben verloren?

Unsere Hütte lag längst im Schatten.

Schließlich die Gewissheit, einer der Geborgenen ist tot. Jede Hilfe zu spät. Der andere schwer verletzt ins Spital geflogen. Ein letztes Mal war der Helikopter gelandet, hatte einige Bergrettungsmänner an Bord genommen, war knatternd in den Abendhimmel entschwinden.

Es war eine Zeit lang still, gedrückt. Dann brachen die Erzählungen mit einigen Neuankömmlingen los. Dramatische Details, Heldentaten, Grausiges. Heute, bei früheren Malen. Der Gasstrumpf wurde angezündet, während das letzte Abendleuchten auf den Gipfeln schwand. Die Bergrettungsleute erzählten immer noch: Am schlimmsten seien die Selbstmörder, da gäbe es die berühmte Wand - man gehe nachher mit Plastiksäcken, sammle Haarbüschel, zersplitterte, blutige Knochen.

Ich trat ins Freie. Blasser Rosahauch noch auf den Gipfeln und Wächten. Ihre Konturen zeichneten sich in die Dämmerung, Hieroglyphen, unentzifferbar.

Ringsum Schneelandschaft.

Schweigen.

Die magische Pyramide des Johannisbergs schimmerte bleich im Abendhimmel. Rein und erhaben. Die ersten Sterne erschienen über ihr, allen voran funkelnd und groß der Abendstern.

Ich ahnte damals nicht, dass sich durch diesen einen Tag am Großglockner und die folgenden Erlebnisse am Großvenediger meine Abkehr von der sportlichen Droge hin zur einer faszinierten Beobachtung, zu einer staunenden, beglückten Bewunderung der Berge und der Welt insgesamt anbahnte. Langsam und sehr behutsam. Weg vom Leistungsfieber zur scheinbaren Ereignislosigkeit und Stille erfüllter Stunden. Und als ich Jahrzehnte später wirklich im Himalaya stand, hatte ich ganz anderes im Sinn als alpinistische Großtaten und Schwierigkeitsgrade.

Das Ersteigen als solches, den Berg zu spüren unter den Füßen, ihn im Gehen zu erfahren, ihm die gebührende Mühe und den Respekt zu zollen, das ist *eine* Sache. Als Lohn der Weg mit seinen Überraschungen, immer wieder die Aussicht. Schließlich als Krönung der Gipfelblick, der Blick von oben. Der Blick aufs Ganze. Auf die Welt rundherum.

Sein Wesen und Geheimnis als *Berg* zu ergründen, ist eine andere. Die Schönheit seiner Form, das Farbenspiel, die Mächtigkeit und Entrücktheit - das ist nur aus den Tälern heraus zu erkennen. Ob als Leuchtturm in Morgen- und Abenddämmerung, als Wetterberg, als wolkenverhüllter Göttersitz, als steinernes Wesen, sagen- und legendenumwittert. Da ist die richtige Distanz, das rechte Verhältnis gewahrt. Völker, denen ihre Berge heilig sind, besteigen sie nicht. Auf Altären und Göttern klettert man nicht herum. Und nicht auf, sondern unter den Gipfeln entstanden die

Sagen von Riesen und Zwergen, von Unholden und Feen, von glitzernden Palästen, Zaubergärten und gehüteten Schätzen.

Weder hatten mich seinerzeit die Kreuze und welken Kränze für die blutjungen, tödlich verunglückten Bergsteiger am Fuß der Wände des Peilsteins abgeschreckt, noch der Bergsteigerfriedhof in Johnsbach. Doch hier hatten mich die Berge sanft angefasst, ihr bloßer Anblick hatte mich getroffen, sie hatten sich geoffenbart.

Andere Leben, auch die von Kletterkameraden, haben sie genommen oder zerstört, meines haben sie geschont.

Rätselhafterweise.

## VON HAMPTON COURT NACH LONDON

4 Uhr p.m. Aber weit und breit kein Boot, keine wartenden Passagiere! Das Häuschen unbesetzt. Bloß ein verblichenes Schild - „Boat Tours“ - mit der Abfahrtszeit am Anleger-Ponton.

Hatte ich nun das Boot verpasst, oder eine falsche Auskunft bekommen, gab es eine Fahrplanänderung mangels Nachfrage? Ich hatte mich doch extra in der Früh am Westminster Pier erkundigt! Der Mann am Schalter („Boat Tours - Hampton Court“) hatte die Brauen hochgezogen und forsch verkündet, heute sei die letzte Fahrt! Morgen sei Schluss!

4 p.m.!

Ich lief zurück, aber das Schlosspersonal zuckte die Schultern, schüttelte bedauernd den Kopf. Sorry, über die Boote wisse man leider nichts. Und sonst war kein Mensch auffindbar, den man hätte fragen können. Bloß schlendernde Touristen, denen man Ahnungslosigkeit und Unkenntnis des Ortes schon von weitem ansah. An der Straße jenseits der Brücke fand ich endlich einen Zeitungskiosk, wo man mich beruhigte und meinte: Das Boot werde schon noch kommen, besser gesagt: es sollte eigentlich...

Das Boot kam. Verspätet und beinahe lautlos. Ich hastete zurück über die Brücke, hinunter zum Ufer, sprang an Bord und nahm keuchend am freien Vorderdeck Platz. Meine Eile war ganz unbegründet, denn erst einmal wurde gewartet. Niemand kam. Niemand hatte offenbar Lust, auf dem Wasserweg nach London zurückzukehren. Somit war ich der einzige Fahrgast.

Dreifaches Hupsignal, dann schloss man den Anleger hinter uns ab, nahm die Tafel mit dem Fahrplan herunter, zog rasselnd das Gatter der Reling zu. Wir legten ab.

Axel Seidelmann

wurde 1954 in Linz geboren, verbrachte seine Kindheit in Kirnberg a. d. Mank (Niederösterreich), besuchte anschließend das Gymnasium in Linz und studierte danach Komposition, Dirigieren und Musikpädagogik an der damaligen Wiener Musikhochschule sowie Geschichte, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft und Romanistik an der Universität Wien. Er wirkte als Komponist, Musiker, Dirigent und Lehrer und wurde schließlich als Ordinarius und Leiter des Instituts für Komposition und Elektroakustik an die Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien berufen.

Zurzeit lebt er als Komponist und Professor in Wien und Prag.

Im Verlag „Bibliothek der Provinz“ erschien bisher „Wieder war's ein Jahr“, ein Kalender in 52 Haikus mit Linolschnitten von Thomas Pühringer.

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst und Musikalien*